



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Zehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zehnte Fortsetzung)

„Laßt uns allein!“ sagte der Hausherr und zog die Tür hinter sich und Wolff Joachim zu. Ingrimig blickte er auf den jungen Offizier, der aber ganz unbekümmert und heiter vor ihm stand:

„Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ knurrte der alte Herr. „Jeder Kapitän bleibt auf der Kommandobrücke, wenn ein Sturm im Anzug ist. Du aber machst mitten in Aufruhr der Elemente eine Landpartie!“

„Lieber Onkel Wenkendorff! Wenn es nur annähernd so schlimm auf dem Gut gestanden hätte, wie ich nach den Berichten fürchten mußte — Du kannst gewiß sein, ich wäre dann nicht hier. Aber auf dem Hof ist alles in Ordnung. Und die Zustände im Haus — mein Gott — die sind mir zu lange bekannt, als daß ich mich noch darüber aufregen könnte.“

„So?! Und Kirch? Und vor ein paar Tagen die Brandstiftung? Und der Streif?“

„Ich weiß nichts von einem Streif. Papa hat die zwanzig Kopfen telegraphisch bewilligt. Ich hätt's nicht getan. Aber jedenfalls sind die Leute zufrieden. Und das ausgelaufene Spiritusfaß? Du lieber Himmel! Einen Betriebsunfall kann mans nennen — jedenfalls mit demselben Recht wie ihr diesen Vorfall als Herausforderung aufgefaßt habt!“

„Du bist der echte Sohn deines Vaters! Was uns hier alle um euch zittern macht, das bringt dich nicht im geringsten um deine Gemütsruhe. Ich will dir aber verraten, daß sie auf unserem Hof den Kerl beim Namen wissen, der euch den gefährlichen Streich gespielt hat. Carla heißt er, und es gibt im Lande Hallunken genug, die sich über seine Tat ins Häufchen lachen. Unter keinen Umständen darf sie ungestraft bleiben. Du mußt die Sache untersuchen. Der Kerl muß ins Zuchthaus, sonst macht er Schule! Und wenn auch die Bande, die unserem guten Tannebaum das Haus über dem Kopf ansteckte, nichts mit deinen Hofleuten zu tun hatte: ein einziger Spitzbube wie dieser Carla öffnet der Verführung Tor und Tür!“

„Da magst du recht haben, Onkel! Ich werde ihn mir langen — gleich morgen früh! Aber jetzt machst du mir nicht mehr ein so finsternes Gesicht, nicht wahr? Du mußt zugeben, daß ich mir den kleinen Ritt leisten durfte. Wenn du wüßtest, wie gräßlich es zu Hause ist. Da hat Mara jetzt solch einen Seelenfreund gefunden, einen Maler, — ach — du kennst ihn schon, die schleimige Amphibie?“

Herr von Wenkendorff lachte in sich hinein: „Er ist also immer noch auf Vorküll. Da muß ich mich schuldig bekennen. Ich habe ihn nach der Hundegeschichte an jenem Sonntag euren Damen als Ritter verpflichtet . . .“

„Der gute, arme Barry! Er sieht zum Heulen aus — ein richtiges Symbol der ganzen verrückten Wirtschaft zu Hause!“

„Na, na, Junge!“ begütigte der Alte.

„Es ist zum Ersticken. Die alte Schildberg mit ihrem bigotten Getue, Mama mit ihrer Hypochondrie, die jetzt schon zum Verfolgungswahn ausartet — und nun noch dieser schmalzige Heilige mit seinen salbungsvollen Reden und seiner überlegenen Pose. Mein erster Gedanke war, ihn rauszuwerfen. Aber Mara hat sich dermaßen erregt und für ihn Partei ergriffen, daß ich klein beigeben habe. Nun quält mich eine ganz andere Sorge, und ich möchte eigentlich mal mit deinen Mädels sprechen. Eine Freundin sieht schärfer, wie wir Mannsleute! Möchte wissen, ob es wirklich nur eine Seelenfreundschaft ist zwischen Mara und dem — dem Ekel!“

„Schick uns doch Mara!“

„Ich wollt sie mitnehmen, aber sie ging nicht. Und Mama zankte, und Tante Emerenzia unkte, und der Malermensch äußerte Bedenken — kurz und gut, ich hatte die Nase voll . . .“

„Na also, mein Junge — dann machs dir gemütlich bei uns. Aber vor Nacht, bitte ich mir aus, wird heimgeworfen. Unsere Junker bringen dich bis zum Krug: allein laß ich dich nicht!“

Wolff Joachim schlug sich vor die Stirn: „Sowas zu vergessen! Ich hab mich ja mit den Dragonern verabredet. Sie reiten hier vorbei, von Tariomaa her. Eine verrückte Geschichte! Jetzt sind sie nach Vorküll kommandiert. Man möchte abergläubisch werden: sie kommen immer einen Tag zu spät. Schledenhäufen hätte sie auch früher brauchen können!“

Das Telephon läutete: „Vielleicht gerade Nachricht von ihm!“ sagte Wenkendorff und nahm den Hörer. „Nein — du wirst von Vorküll gewünscht!“

Gut, daß der Alte den Rücken gewandt hatte, sonst hätte ihm die jähe Blut auffallen müssen, die dem jungen Freiherrn in die Wange stieg.

„Schon gut, schon gut!“ sagte er hastig. „Ich werde von hier aus anrufen.“

„Nichts von Belang!“ fügte er auf Wenkendorffs fragenden Blick schnell hinzu.

Da riß Eoi die Tür auf: „Seid ihr denn endlich fertig? Die Reiter kommen zurück. Man kann sie schon hören!“ Und fort war sie.

Der alte Wentendorff folgte ihr eilig. Wolff Joachim aber zögerte und blieb auf der Schwelle stehen, bis das lärmende Hasten auf der Treppe vorüber war. Dann lehnte er die Tür vorsichtig wieder an und war in zwei Sätzen am Telephon.

„Reval bitte. — 333. Jawohl, drei — hundert — dreiund — drei — fig! Und bitte recht schnell — ist dort Hotel Petersburg? Bitte rufen Sie sofort Frau Swanow — Lolja!! Du bist schon da? Du hast die ganze Zeit gewartet? Hast Angst um mich? Aber süßes Kind! Mir geht's ganz gut. Nein — es geht mir nicht gut. Du fehlst mir! Was — du willst kommen? Ist ja nicht möglich, Liebste! Man würde dich scheel ansehen! Ich verstehe nicht . . . Du willst dich verkleiden? O du holde Phantastin! Somas ist leider nur in Romanen möglich. Nein — wir müssen schon warten! In zwei, drei Tagen — höchstens in einer Woche — bin ich wieder bei dir. Ich schrieb dir schon, und dann — dann lasse ich dich nicht mehr. Meine Frau wirst du. Und wenn ich Borküll darüber verlieren müßte. Also Geduld, Lolja! Ich muß fort. Ob ichs höre? Ja — ich hörs! O du — wenn ich die Küsse erst wieder fühlen kann! Adieu, adieu!“

In dem großen dämmerigen Raum lag eine heimliche Ruhe, als Wolff Joachim jetzt tiefaufatmend den Hörer aus der Hand legte.

„Wie hab ich sie lieb!“ sagte er leise. „Schon ihre Stimme raubt mir allen Verstand! — Ich muß hier ein Ende machen!“ dachte er und eilte aus dem Zimmer.

„Wo sind die Herren?“ fragte er Ebba, die in der Haustür stand. Sie sah ihn mit abwesendem Blick an, so daß er die Frage wiederholen mußte. Da deutete sie stumm nach dem Spritzenhaus, aus dem jetzt ein Stimmengewirr vernehmlich wurde.

Während Wolff Joachim über den Hof schritt, sann er darüber nach, was das Mädchen für einen Kummer haben mochte. So traurig hatte sie dagestanden, und totenbleich war ihr Gesicht gewesen. Aber als er jetzt zu den Junkern trat, hatte er den Eindruck, der ihn für einen Augenblick befremdete, bald vergessen.

„Was habt ihr da für ein Wild zur Strecke gebracht?“ Er wies auf zwei verlumpfte Burschen, die mit verängstigten dummen Gesichtern mitten im Kreis der Junker standen.

„Es ist kein Wort aus ihnen rauszukriegen. Wir haben sie im Walde aufgegriffen. Sie trugen Schießprügel und sonst noch allerhand Mordwerkzeug. Es sind natürlich Spione.“

„Wie heißt du und wo bist du her?“ herrschte Wolff Joachim den älteren der beiden an. Hart und gebietend klang seine Stimme, und sie erzwang sich Antwort.

„Johann Kälk aus Rosenhof.“

„So! Und du?“

„Mart Leppik.“

„Und woher? Auch aus Rosenhof! Natürlich! Zwei Hahnische Hallunken!“

Er nahm eines der Gewehre, die an der Wand lehnten und untersuchte es. „Wollys Pirschbüchse!“ sagte er auf deutsch und ein Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber sofort legte sich seine Stirn wieder in grimme Falten, und er fragte weiter:

„Wo liegen jetzt eure Spießgesellen? Sag die Wahrheit, Schuft, oder du zappelst bald da oben!“ Er deutete auf die Deckenbalken.

„Nach Beide zu!“

„Was? So weit entfernt? Du lügst, Teufel!“ Des Barons geballte Faust hob dem Kälk das Kinn in die Höhe, daß er die verschlagenen Schlitzen entsetzt aufriß.

„Jummal est!“ quetschte der Erste hervor. „Bei Gott! Wir haben Dragoner gesehen!“

Wolff Joachim wandte sich um: „die Kanailen lügen, wie gedruckt. Aber ich glaube schon, daß sie dem Militär aus dem Wege gehen. Vielleicht sind die Dragoner hinter ihnen her. Sonst müßten sie längst da sein!“

„Ihr seid jetzt kriegsgefangen!“ sagte Ovi, die sich wie eine Eidechse durch den Ring der Junker gewunden hatte. In jeder Hand hielt sie ein großes Stück Brot und zeigte es den beiden Kerls:

„Wenn ihr nicht aufmuckt, kriegt ihr was zu fressen. Sonst aber . . .“ Sie fuchtelte mit ihrer kleinen Hand unzweideutig durch die Luft.

Da brach ein dröhnendes Gelächter los in dem niedrigen, nur von zwei Stallaternen notdürftig erhellen Raum. Und die Schatten der hohen, hell beleuchteten Gestalten tanzten an der Decke. So wurden sie von der naiven Komik der Szene geschüttelt.

Auf dem Hof hatte unterdessen Förster Sandberg seinem Herrn Bericht erstattet. Er war ganz anderer Meinung als Wolff Joachim und gab auch nichts auf die dürftigen Aussagen der Gefangenen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß sich die Kerls so weit von der Bande entfernt haben sollten. Sicher war sie in nächster Nähe der Straße versteckt, und gerade deswegen schloß Sandberg, daß das Militär in einer anderen Richtung abmarschiert sein müsse.

„Auf jeden Fall mußt du schleunigst fort!“ sagte Herr von Wenkendorff zu Wolff Joachim. „Aber reit nicht die Straße, sondern den Feldweg am Borwerk vorbei. Und drei Mann müssen dich begleiten, mindestens bis zum Krug. Wie ist es, Sandberg? Reiten Sie mit?“

Da rief René von Manteuffel: „Ich kenne den Weg ebenso gut wie Sandberg. Vom Borwerk aus ging immer das Treiben bei der Hasenjagd los. Mir

sind die Beine ganz verschlagen von all der Faulheit heute, und der Herr Förster war fünf Stunden im Sattel. Ich reite mit!"

Auch Herr von Burkhart meinte, es sei das gegebene, daß die Herren mitritten, die vorher zurückgeblieben waren.

Evi rief mitten in die Beratung hinein: „Also ich auch!“ Aber der Vater packte sie an den schwarzen Zöpfen: „Du bekämst es fertig, du Durchbrenner. Kleine Mädchen gehören ins Bett!“

„Hoho! Heute gehe ich nicht ins Bett!“ sagte sie trotzig und entwandte sich dem Vater.

Vor der Rampe standen die vier Pferde und scharrten ungeduldig den Kies.

„Wo habt ihr den Braunen her?“ fragte Wolff Joachim Edith, den Oberstallmeister. „Es ist ja englisches Halbblut.“

„Aus dem Hahnschen Stall. Sandberg hat gerettet, was zu retten war. Sonst hätten wir auch die dreiundzwanzig Gäule nicht aufbringen können.“

„Ein nervöses Pferd! Wollen Sie es reiten, Burkhart? Sind Sie fattelfest?“

Der Gelehrte zuckte die Achsel. „Ich bin mehr für ein gutmütiges Temperament.“

„Dann nehmen Sie meinen Rappen. Ich laß ihn mir gelegentlich holen, Edith. Mich geküstet es nach einem scharfen Ritt. Der Rappe ist mir zu brav!“

Jetzt kamen auch Alex von Rosen und René von Manteuffel aus dem Hause, denen Ebba das Geleit gab. In übertriebener Lustigkeit ging sie auf die witzige Hofmacherei der beiden Junker ein.

„Ich habe Sie zuerst zum Lachen gebracht — mir gebührt das Band!“ sagte Alex von Rosen.

„Ich habe ältere Rechte!“ stritt Manteuffel. „Ich habe vor zehn Jahren eine Hummel totgeschlagen, die meinem Cousinchen nach dem Leben trachtete.“

Hell klang Ebbas Lachen in das Dunkel hinaus:

„Ich gebe die Schleife, wem ich will!“ Sie hielt das blaue Seidenband, das sie vorher im Haar getragen hatte, hoch empor.

„Also mir!“ fiel Wolff Joachim ein und haschte danach. Da lief sie die Treppe hinunter zu den Pferden.

„Dem Weisesten gebührt sie!“ Und in der Meinung, daß Burkhart, wie zuerst verabredet, den braunen Engländer reiten würde, flocht sie ihm geschwind das Band in die Mähne.

Erst, als die vier Herren im Sattel saßen, bemerkte sie, an welche Adresse ihr Pfand gelangt war.

Wolff Joachim lachte, als er ihre Bestürzung bemerkte.

„Noch war ich zwar niemals weise, aber wahrhaftig, ich glaube, ich bin auf bestem Wege. Dein Band sei mir ein Sporn!“

Stumm wandte sich Ebba ab und machte den Herren Platz, die sich jetzt aus der Tür drängten.

„Adieu, Onkel! Ich werde deinen Rat nicht vergessen. Du sollst mit mir zufrieden sein!“

Unter dem kräftigen Schenkeldruck seines schneidigen Reiters stieg das edle Pferd wiehernd in die Höhe.

„Also los, meine Herren!“

Die Hufschläge verhallten bald im tiefen Sande des Feldweges, der hinter den Scheunen vorbei aus dem Hof führte. Die Gäste waren alle bis zu der Nebenpforte mitgegangen und lauschten noch eine Weile.

Über dem Rande des leicht ansteigenden Feldes tauchten die vier Reiter wieder auf — schwarze Silhouetten auf dem Grund des Abendhimmels, der zwischen aufgetürmten düstern Wolken in roten Streifen leuchtete.

„Grauig schön!“ sagte Edith. „Ich wollte, ich hätte mitreiten können!“

„Aber meine Gnädigste!“ knarrte Cäsar von Brügge. „Der bloße Gedanke macht mir das Haar sträuben: ein zartes Mädchen in so unheimlicher Nacht!“

„Zartes Mädchen! Seh ich so aus?“ Edith straffte ihre schlanke Gestalt, die in dem knapp anliegenden langen Lobenpaletot den galanten Ausdruck des Junkers wirklich nicht rechtfertigte.

Man ging ins Haus zurück und versammelte sich im großen Saal, wo zwei mächtige Kamine eine behagliche Wärme verbreiteten. Die lange Tafel war weggeräumt, und die Stühle standen um mehrere kleine Tische, auf denen der Samovar summt. Liköre standen neben den Teegläsern und große Kästen boten den Rauchern Zigaretten.

Ebba, die den Tee bereiten sollte, ließ auf sich warten. Sie war mit Sandberg und Evi draußen, wo die Hofstore gesichert und die Hunde entkoppelt werden mußten. In wilden Sätzen umsprangen die drei großen Tiere ihre Herrinnen und liefen witternd im Hof herum, bis sie mit wütendem Gebell vor dem verschlossenen Spritzenhaus stehen blieben.

„Heb mich!“ sagte Evi zu Sandberg. „Ich will mal nachgucken, was die Esten machen.“

Unwirsch antwortete der Förster: „Laß doch die armen Kerls!“ und wollte Evi mit sich fortziehen. Aber er mußte fast Gewalt brauchen, so schwer machte sich das Mädchen.

„Hast du gehört?“ Sie legte den Finger an die Lippen. „Mir war, als hörte ich eine Stimme!“

„Natürlich — sie werden sich unterhalten. Zum Schlaf ist ihnen die Lust vergangen!“ — — —

Ebba dachte: „Wenn ich jetzt nur nicht in den Saal bräuchtele!“

Ihr Herz war zu Tode wund. Dieser Tag hatte alle ihre Hoffnungen vernichtet.

Als sie am Nachmittag bei der Rückkehr der Junker den Tumult auf dem Hof benutzen wollte, um ein Zusammentreffen mit Wolff Joachim unter vier Augen zu ermöglichen, hatte sie aus des Vaters Zimmer seine Stimme gehört. Im

Begriff, zu ihm hineinzugehen, wurde es ihr noch rechtzeitig klar, daß er am Telephon mit jemandem sprach. Sie hörte den Namen Volja. Wie festgebannt blieb sie auf der Schwelle stehen, und eine fürchterliche Angst zwang sie, zu lauschen. Durch die nur angelehnte Tür vernahm sie jedes seiner Worte. Der russische Name verriet ihr den Zusammenhang. Also Volja hieß die Unselige! Und kein flüchtiger sündiger Rausch verband die beiden — es war ein viel stärkeres Gefühl. Ebba hatte den Mut, sich zu gestehen, daß es nichts anderes war — als Liebe. „Und wenn ich Borküll darüber verlieren sollte!“ hörte sie Wolff Joachim sagen. Also war er bereit, aus seiner Neigung die letzte härteste Konsequenz zu ziehen, und das bedeutete: er war für sie verloren.

Sie wußte es selber nicht, wie sie es fertig gebracht hatte, am Nachmittag unter Menschen zu sein, mit ihnen zu plaudern und zu flirten und dabei noch ihre Pflichten als Haustochter zu erfüllen.

Traumhaft lag der Tag hinter ihr. Nun kühlte sie ihre fieberheißen Wangen in der Nachtluft.

„Jetzt reitet er heimwärts!“ sprach sie zu sich selbst. „Alle seine Gedanken werden bei der anderen sein. Aber vielleicht erinnert ihn mein Band einmal an mich! Was hat er wohl gemeint? Er sei auf dem Wege, weise zu werden?“

Mit den letzten schwachen Flügelschlägen ihrer Hoffnung versetzte sie sich in die Möglichkeit, daß er mit seinem Wort die Abkehr von seiner Leidenschaft und die Rückkehr zur Pflicht, zu allem, was gut und edel war, gemeint haben könne. Sicher hätte er sich dann auch zu ihr zurückgefunden.

In solchen Gedanken schritt sie über den Hof und traf in der Tür mit Sandberg zusammen:

„Das ist doch Ihre Schleife, gnädiges Fräulein?“ Er hielt ihr das blonde Seidenband hin. „Ich habe sie vor dem Hofstor draußen gefunden.“

So belanglos es war, daß Wolff Joachim das Band wieder verloren hatte — Ebba sah darin die grausame Vernichtung ihrer letzten leisen Hoffnung.

Jetzt sich unter die Gäste zu mischen, ihnen mit gleichgültigem oder gar heiterem Gesicht den Tee anzurichten, bedeutete für sie eine Unmöglichkeit.

Wie ein Schatten huschte sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer und warf sich aufs Bett. Alles um sie herum war ausgelöscht für sie. Der Vater, die Schwestern, Sternburg mit seinen Gästen, ebenso wie die Gefahr, die sich im Dunkel der Nacht gleich finsternem Gewölk um den alten Herrensitz sammelte.

Edith entschuldigte die Schwester. Sie brauchte nicht erst zu fragen, warum sich Ebba nicht sehen ließ. War sie doch selbst im stillen über Wolff Joachims Gleichgültigkeit empört. Wie hatte er der Schwester noch bei seinem letzten Besuch zu verstehen gegeben, daß sie ihm mehr als alle anderen gefiele! Auch mußte er wissen, daß man sie beide auf Borküll wie auf Sternburg im Familienkreise ganz offen und ernsthaft als zukünftiges Paar ansah. Und doch heute dieses fremde und anscheinend von keiner Erinnerung berührte Benehmen — arme Ebba!

Aber war es nicht schließlich das Beste, daß sich ihre Wünsche nicht verwirklichten? Neben dem herrischen und aufbegehrenden Charakter Wolff Joachims würde Ebba niemals die Rolle spielen können, zu der ihre gütige, stets sich gleichbleibende Art berufen war.

Elastisch wie sie war, sah Edith die Schwester in der Zukunft schon mit einem Mann verheiratet, der besser zu ihr paßte. Sie war Weib genug, um zu fühlen, wie mancher der jungen Leute, die heute auf Sternburg zu Gäste waren, die Möglichkeit erwog, in einer der drei hübschen und begüterten Schwestern seine zukünftige Frau zu finden. Und dieses Bewußtsein hatte ihr Lebensgefühl gesteigert. Wenn sie auch selber von all den galanten Aufmerksamkeiten unberührt blieb, so freute sie sich doch daran, und es bereitete ihr Vergnügen, sich über ihre Sympathie und Antipathie Rechenschaft zu geben. Dabei war sie zu dem Schluß gekommen, daß Hans von Burkhart eigentlich der angenehmste von den Junkern war. Die Ruhe und Gründlichkeit seiner Lebensauffassung erinnerte sie an Paul von der Borte, nur daß dieser frei war von der lehrhaften und ein wenig trockenen Art des jungen Nationalökonomens. Paul war differenzierter. Sie zog ihn deshalb entschieden vor und sah in diesem Vergleich die Richtigkeit ihrer eigenen Wahl bestätigt. Aber sie fand, daß Hans von Burkhart eine ausgezeichnete Ergänzung zu Ebbas schlichtem Charakter bildete.

„Mag sie sich ausweinen!“ dachte sie beruhigt. „Sie wird nicht daran zerbrechen und doch noch das Glück finden, das sie verdient!“

Cäsar von Brügge versuchte den schlechten Eindruck, den er, wie er fühlte, vorhin auf Edith gemacht hatte, auszuweihen. Er erzählte von seiner Verwundung in Port Arthur und staffierte die höchst einfache Geschichte mit allerlei romantischem Beiwerk aus:

„Wie die wilden Tiere lagen wir hinter dem Drahtzaun, jeden Augenblick bereit, aus unserem Käfig auszubrechen. Die Japaner kletterten mit einer fabelhaften Gewandtheit gegen uns an. Man konnte deutlich Zug um Zug ihrer starren fragenhaften Maskengesichter unterscheiden. Dreißig Fuß schräg unter uns auf dem Festungsdamm hemmte ein Verhau aus Stacheldraht ihren Anstieg. Da knatterten unsere Maschinengewehre los, und die kleinen Kerls klebten in den Maschen, wie Moskitos im Netz. Aber trotzdem gab es kein Aufhalten für sie. Ameisengleich wimmelten sie heran. Zehn neue für einen Gefallenen zerschnitten den Draht, kletterten darüber weg, strauchelten, sprangen auf und tanzten schließlich unmittelbar vor unseren Gewehrläufen. Ich sehe die Kanaille noch vor mir: das Maul breit gezerzt wie zu einem Lachen, daß man die gelben Pferde Zähne zählen konnte, schwang er seine Handgranate. Ich lege an — ziele — drücke los. Im Sturz noch schleudert er sein Geschloß. Ich sehe, daß er sich nach hinten überschlägt und wie ein Akrobat, den Kopf auf der Erde, seinen Körper steif aufrichtet und dann wie ein Federmesser zusammenknickt. Der Sturm war abgeschlagen . . .“

„Und die Granate?“ fragte Evi.

„War geplagt und hatte siebzehn Mann von uns zur Strecke gebracht. Ich kam mit einer Fleischwunde davon.“

Mit blitzenden Augen hatte Evi an den Lippen des Erzählers gehangen. Der Ausgang seiner Geschichte gefiel ihr nicht. Für den heldenhaften Tod des Japaners hätte es ihrer Ansicht nach eine größere Verwundung geben müssen.

„Tut mir furchtbar leid, daß ich nicht mit einem abgerissenen Schenkel aufwarten kann!“ nälte Cäsar von Brügge herablassend, als Evi ihren Gedanken naiv Ausdruck gab. Sie verstand seine Ironie und parierte mit einer schnippischen Bemerkung: „Der Japaner gefällt mir tausendmal besser als Sie!“

Edith bemerkte den Wink des Vaters und rief die Schwester an ihre Seite:

„Du bist taktlos,“ sagte sie leise. „Papa will, daß du zu Bett gehst. Also drück dich auf französisch!“

(Fortsetzung folgt)



Aus dem Werdegang der Mathematik

Von Dr. Karl Schmitt-Wendel in Königsberg i. Pr.



iefes Dunkel liegt über der Vorzeit menschlicher Kultur, und heute, wo wir es so herrlich weit gebracht, bietet es einen besonderen Reiz, rückwärts zu schauen nach jenen Fernen. Viele Wege führen uns dahin; manche liegen weite Strecken hin offen vor uns, andere wieder müssen noch aufgedeckt und gangbar gemacht werden, damit die Kulturgeschichte, die eigentliche Geschichte der Menschheit, erkannt und verstanden werden kann.

Bei einem Werke des menschlichen Geistes hat man sich lange Zeit hin nur wenig um die Geschichte gekümmert, und doch ist es ein Werk, mit dem sich kaum ein anderes an Alter vergleichen läßt: die Mathematik. Aber nicht das Alter allein gebietet uns bei dieser Wissenschaft Ehrfurcht und Achtung; es kommt noch die Bedeutung dazu, welche sie für die Entwicklung und das Verständnis unserer gesamten technisch-wissenschaftlichen Kultur gewonnen hat. Die Mathematik steht in inniger Berührung mit der Kultur und ihre Geschichte bildet einen wichtigen Teil jener großen Geschichte der Menschheit.

Wenn es heute möglich ist, den Werdegang der Mathematik zu überschauen, so verdanken wir das in erster Linie den Arbeiten M. Cantors und Grenzböten III 1913